

ANDREA WOLFMAYR

JANE & ICH
ODER
DIE THERAPEUTINNEN

ROMAN



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2014

literatur nr. 44

Lektorat, Covergestaltung, Layout und Satz: textzentrum graz

Umschlagbilder: Herbert Soltys

Autorenfoto: Ulrike Rauch


Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-902901-47-7



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

TEIL 1
INITIATION

DORAS GESCHICHTE

Ich heiÙe Dora. Und ich habe beschlossen, es aufzuschreiben. Was ich einmal beschlossen habe, halte ich durch, ich bin Dora. »Hartnäckig«, sagt meine Mutter. »Stier du«, sagt sie, seufzt, lächelt. Meint, ihr Lächeln mache ihr Seufzen rückgängig. Ich kenne sie, kenne sie alle.

Ich bin neunzehn. »Erst neunzehn!«, rufen sie, blicken mich gerührt an, denken an ihre eigenen neunzehn ersten Lebensjahre, wie sie halt meinen, sich erinnern zu können, ich wette meinen Kopf, sie können es nicht. Ihre Erinnerungen sind schwammig wie Watte, falsch, verzerrt, sie können sich nicht erinnern. Ich kann. Ich bin Dora. Und heute ist mein neunzehnter Geburtstag. Stier bin ich übrigens nur im Aszendenten, mein Sternbild ist der Wassermann. Wir schreiben 1992, den zweiten Februar, in acht Jahren beginnt das neue Jahrtausend, die neue Ära, das Zeitalter des Wassermanns, sagen sie. Ich weiß nicht, warum ich mein Sternzeichen nenne. Es hat nichts zu sagen. Wie beinahe nichts etwas zu sagen hat. Dennoch schreibe ich es auf. Der Ordnung halber. Und weil, was mit mir zu geschehen beginnt, mich in Unordnung bringt. Ich weiß noch nicht, soll ich mich wehren oder es einfach geschehen lassen. Ich hasse Unordnung, ich hasse Willenlosigkeit. Ich bin ein exakter Mensch. Ich bin gerade. Ich liebe die Symmetrie. Vielleicht liebe ich die Symmetrie mehr als andere Menschen. Weil ich selbst unsymmetrisch bin. Ich weiß, jeder ist in einem gewissen Sinn unsymmetrisch. Aber im Normalfall fällt das nicht auf. Ich bin kein Normalfall. Ich, Dora, bin einzigartig. EinzigartigER, wenn man so will. Weil mir etwas fehlt.

Mir fehlt meine rechte Hand. Oder soll ich sagen, ich hatte sie nie, mir fehlt also nichts. Mein Leben lang komme ich schon mit einer Hand zurecht, ich finde es normal. FÄNDE es normal, wenn die anderen es nur auch fänden.

Ich, Dora, bin jedenfalls behindert. Ich bin es seit meiner Geburt, ich kam schon verkrüppelt auf die Welt, mein Arm verdorrt, ein Stummel, der Ansatz eines Händchens. Sicher haben Sie schon einmal Contergan-Fälle gesehen, na eben. So sehe ich aus. Infolgedessen bin ich Linkshänder. Zwangsläufig, natürlich. Ich beklage mich nicht. Außerdem: In Zeiten wie diesen haben wir Behinderten es doch gut. Keiner spricht uns das Recht aufs Dasein ab, zum Beispiel. Jeder Normalsterbliche – und auch ich als nicht-normal darf mich zu den Normalsterblichen zählen – kann sich verschiedene Helfer leisten, Maschinen, Apparate. Einen Computer zum Beispiel. So kommt man heute leicht mit einer Hand aus, sozusagen spielend! Man kauft mir ja vieles, man kauft für mich, was ich benötige oder auch nicht, man hat Geld, auch ich selber habe Geld, es hat sich angesammelt im Lauf der Jahre, ich brauche wenig, sie kaufen mir viel, sie kauften mir einen Computer.

Nein, ich arbeite nicht, noch nicht, was sollte ich auch arbeiten, ich habe gerade die Matura hinter mir, ich werde studieren, Jus oder Philosophie oder Sprachwissenschaft, egal. Ich schreibe also auf meinem Computer, das ist leicht, und man braucht nicht unbedingt beide Hände dazu. Ob SIE ihn nun bedient – meine Mutter Vera – oder ich, das Ergebnis ist vollkommen gleich. Perfekt sind meine Buchstaben wie meine Sätze, vielleicht sind meine sogar noch perfekter als ihre. Sie ist oft wirr, Vera, wirrer als ich. Man merkt meinem Text nicht an, dass er aus etwas Verkrüppeltem entstanden ist. Obwohl mir vorkommt, als sei etwas ganz anderes verkrüppelt in mir, etwas, das keiner zu Gesicht bekommt. Mein Gehirn nämlich, meine Fantasie. Verkrüppelt, sie vor allem. Die Bitterkeit rinnt aus mir wie Hühnergalle und färbt alles umliegende

Fleisch grün, nichts schmeckt mehr. Ein weiterer Grund, es aufzuschreiben. Das soll helfen, behauptet meine Therapeutin. Es zu einem Ding zu machen, ding-fest sozusagen. Wenn sie nicht so sehr darauf beharrt hätte, dass ich endlich zu schreiben beginne, hätte ich es schon längst getan. Aber ich kann nichts annehmen von ihr. Sie heißt Elfriede. Und sie sieht aus wie ein Mann. Sicher hat sie Probleme deswegen, ich glaube ihrem lauten Lachen nicht.

Traum.

Wir waren in einem Zirkuszelt und ich stieg mit einem Mann, Hippietyp, Clown, aufs Hochtrapez. Oben angelangt, zog ich mich nackt aus. Er hatte einen dünnen Draht dabei, ich sagte ihm die Punkte an. Da, sagte ich, und da. Nein, da ist es richtig, und er fädelt den Draht durch meine Haut, rein und wieder raus, durch meine gestreckten Arme hinterm Rücken und durch den anderen Arm, bis ich so oben hing, aufgefädelt. Das Zelt tobte. Es sei grandios anzusehen gewesen, sagte er. Aber nicht wie bei einem Fakir, wo kein Blut kommt. Als er genauer hinsah, war das Seil voller Blut und entlang des Seils bildeten sich Tropfen, die langsam fielen. Dann kam ich wieder runter. Ich war blass und erschöpft und noch wie in Trance, aber sonst normal. Nun sei ich schwach, murmelte ich. Er solle meine Handtasche nehmen, sich kümmern, ich ginge nur, um mich ein wenig zu erholen, ich käme gleich wieder. Und er sagte, er habe das erlebt, als habe er etwas gesehen, was er eigentlich schon gewusst habe. Es war ein schamanischer Einweihungsritus. Ich hatte ihnen gezeigt, wozu ich fähig war, und wieviel es war, sie hatten gestaunt, dass ich in so kurzer Zeit so weit gekommen war, unwahrscheinlich. Und doch war es genau das, was er vermutet, was er immer gewusst hatte.

Jeder behauptet, Elfriede sei eine gute Therapeutin, ich weiß nicht. Man hat sie mir über meinen Kopf hinweg verpasst, vor einem Jahr war das. Ich wollte auf die andere Seite hinüber, wieder einmal, und ich war knapp dran. Warum haben sie mich bloß nicht gelassen, es war schön, endlich wegzutreten, wirklich schön! Aber es wäre ein Kunststück gewesen, wenn ich es geschafft hätte. Überwacht wie ich bin. Umsorgt wie ich bin. Von meinen treu sorgenden Eltern. Beide sorgen so treu. Seit Langem leben sie getrennt, aber treu sind sie. Einander nicht, aber sich selbst. Und treu zu mir haltend, meine beiden Alten, ich liebe sie ja, ich verachte sie. Schwach sind sie, so entsetzlich schwach! Sie ist jetzt fünfundfünfzig. Mit sechsenddreißig hat sie mich noch kriegen müssen. Nach acht Fehlgeburten. Unbedingt brauchte sie ein Kind. Bin ich gekommen. Verkrüppelt. Das mache ihr nichts aus, hat sie immer wieder betont, schon bei der Geburt soll sie es gesagt haben, mit Tränen in den Augen wahrscheinlich, vor Reue und Schuldgefühlen, es mache ihr nichts aus! Schon als ich klein war, immer hat sie sich bemüht, es mich nicht merken zu lassen, zu spüren, dass mir etwas fehlt. Ihre Zärtlichkeit war umso größer, aber ihre Zärtlichkeit konnte meine Hand nicht ersetzen. Und nicht die Spielkameraden, den Umgang mit der Welt. Denn wir kapselten uns ab. *Sie* kapselte *uns* ab, sich mit mir. Freiwillig ging sie in die Isolation. Sie konnte die Reaktionen der Menschen auf meine fehlende Hand nicht ertragen. Ach, ihre Ängstlichkeit, ihre fürsorgliche, furchtsame Unsicherheit! Ihr Zorn, wenn die anderen Kinder mich ausschlossen. Sofort verschwanden wir vom Spielplatz, wir verschwanden, um nicht wiederzukommen, *dorthin* nicht! Egal, wenn da Kastanienbäume waren, hoch und kühl – und Kastanienbäume sind meine Lieblingsbäume seit je-

her –, und egal, wenn da Hunde waren – ich liebte Hunde leidenschaftlich –, wir gingen. Egal. Ihr egal. Bald wurde alles gemieden, so gut wie alles, es war ihr alles zuviel. Als ich merkte, dass es ihr zuviel wurde und *was* ihr eigentlich zuviel wurde, nämlich ich, habe ich versucht, damit aufzuhören. Mit dem Leben, meinem Leben. Wenn ich weg war, würde es wieder passen, dachte ich. Ich war noch jung, als ich das zum ersten Mal dachte, aber ich kann mich genau daran erinnern, oja, sehr genau! Ich wurde dann krank, oft und ziemlich schwer krank. Aber es nützte mir nichts, sie hielten mich am Leben, mit Gewalt, mit Medikamenten, Spitalsaufenthalt, Kuren. Mit vierzehn graute mir dann so sehr, dass ich nichts mehr zu mir nehmen konnte vom Leben, nichts mehr annehmen von ihnen. Nichts von dem köstlichen Essen, mit dem sie mich verführen wollten, es gut zu finden. Ich wies alles zurück, wies *sie* zurück. Sie haben mich zwangsernährt. Intravenös. Sie ließen mir keine Chance, ließen mich nicht weg. Ließen mich nie allein. Erst jetzt, allmählich, lassen sie mich, immer noch ängstlich, argwöhnisch.

Ich war sechzehn, siebzehn, als ich begann, die Tabletten, die mir zur Beruhigung verschrieben wurden, gegen diese depressiven, dann wieder manischen Schübe, zu sammeln. Ich schluckte sie nicht mehr, ich hortete sie. Das kostete mich viel Selbstbeherrschung, ich musste ruhig wirken, ausgeglichen, als *nähme* ich die Tabletten. Ich wollte die Menge zusammenbekommen, die reichte. Dann schluckte ich sie alle, und das war das Schwerste. Sie klebten in der Kehle, machten sie wund, ich brachte sie kaum hinunter, es tat weh. Nichts sonst tat weh, schon gar nicht das Absacken, und die Krämpfe waren leicht. Ich stieg einfach aus

mir hinaus und sah schon den Hügel, darauf eine Figur, ein Engel oder was das war, er hatte ein violettes Gewand an und auch seine Haut war violett, lila, bläulich, und er war auf unirdische Weise schön. Nicht hübsch, schön war er, und er war geschlechtslos, das war komisch. Ich wollte mit ihm gehen, sofort. Ich griff nach seiner Hand, aber ich konnte ihn nicht erreichen, es war wie eine gläserne Wand zwischen uns, und seine Blicke waren schrecklich auf einmal, durchdringend, und ALLES stand darin zu lesen, und ich wusste, ich konnte nicht, ich durfte noch nicht gehen, und ich weinte schrecklich.

Seit damals habe ich Elfriede als Therapeutin. Einmal in der Woche muss ich hin. Oft kommt sie auch her, unterhält sich mit uns, will *die Familie* einbeziehen, Vera, auch deren Freund Fritz, den ich hasse, ich sitze nie bei ihnen. Ich kann mich an Fritz nicht gewöhnen, ich mag über Fritz nicht reden, nicht jetzt.

Ein ganz böses, bockiges Kind. In mir. Ich sehe es. Laut, dreckig und hektisch. Es ist verschlagen, es stiehlt, man muss jeden Moment Angst haben, es macht was kaputt. Es verbreitet Chaos um sich, es hat immer verschmierte Hände, von Marmelade oder sonst was, es greift alles an damit. Alles, womit es in Berührung kommt, wird schmutzig, klebrig, dass man es nicht mehr berühren mag. Das Kind riecht ungewaschen. Nach Käse, altem Fett, Ketchup und billigem Kaugummi. Seine Haare hängen ihm zottelig ins Gesicht, es lächelt nie. Feindselig schaut es dich an. Ein Skorpion, dieses Kind. Es beißt, es schlägt, es kratzt, es zwickt und tritt, es arbeitet mit allen Mitteln. Ein kleiner Gauner. Kitschig wie ein Murillokind. Diese Zigeunerbilder der Sechzigerjahre, romantisch soll das sein, zu groß der

Kopf und schwarz das Haar, die Locken, dunkel die Haut. Warum ist dieses Kind so böse? Quält es Tiere? Nein, dieses Kind liebt, versteht, schützt Tiere. Eine furchtsame Katze, unterernährt, scheu und ängstlich, todesmutig, eine Straßenkatze, nichts zu verlieren. Wachsam auf jedes Geräusch horchend, sofort bereit wegzurennen, zu flüchten, sich zu verstecken, immer die Ohren offen, alles hörend, äußerst wachsam. Hat es keine Eltern? Die sind tot, verschollen, sagt es. Haben sich nie gekümmert, saufen, bekriegen sich. Die Mutter war immer schon allein, ungebunden, schwankend und unverlässlich in ihren Launen. Einmal liebt sie zärtlich, verwöhnt, aber dafür muss man funktionieren, sonst wird sie böse, weinerlich, sentimental, schmolzt. Fetzenbrüder, Häfenbrüder die potenziellen Väter, die vorge-setzten, oft ausgewechselt. Wahrscheinlich hätte es gern einen echten Vater. Einen, der es in den Arm nimmt und tröstet. Einen starken, dessen Lachen durch seinen Körper schüttert. Einen, der stolz ist auf das Kind, diese fantastische Tochter, einen, der sie liebt, sie sieht, dem sie wichtig ist, einzig in ihrer Art. Jederzeit könnte sie kommen zu so einem, jederzeit willkommen sein, jederzeit ein Platz frei. Aber wahrscheinlich könnte sie so einen gar nicht nehmen.

Elfriede macht Gestalttherapie mit mir. Stellt einen leeren Sessel vor mich hin und behauptet, da säße Vera. Ich soll ihr sagen, was ich fühle, was ich denke. Über Fritz zum Beispiel. Als ob ich die dumme Inszenierung nicht durchschaute. Kindisch ist sowas. Manchmal tu ich ihr den Gefallen und spiel mit. Manchmal hab ich keine Lust. Manchmal mach ich ihr was vor, sie lässt sich an der Nase herumführen, Elfriede ist ja dumm, so haarsträubend dumm! Manchmal freilich reißt es mich hin, hat sie mich

überlistet, und ich heul dann, ich schreie und schluchze, führe mich unmöglich auf, es geht nicht anders. Es ist schrecklich, ich hasse das, ich hasse diese Gefühle, hasse es, wenn sie mit mir durchgehen, ich hasse mich selbst.

Manchmal lässt sie mich etwas aufzeichnen oder malen, wir hören gemeinsam Musik, bauen mit Bauklötzen, es ist wie im Kindergarten, wirklich, ich schäme mich.

Am liebsten mache ich die Übungen. Ich hab sie nicht von Elfriede, natürlich nicht, sondern aus Büchern. Ich hab sie mir selbst beigebracht, wie immer. Ich glaube Büchern mehr als Menschen. Aber auch hier, es war nur ein Versuch, ein Experiment. Den Anweisungen glaubte ich zuerst nicht, befolgte sie nur halb, mit wachem Verstand, und nichts funktionierte. Aber dann, eines Tages, ließ ich mich fallen. Schickte den Verstand auf Urlaub, wir hatten da so ein Übereinkommen. Nur kurz, bitte!, sagte ich zu ihm. Und dann war es schöner als alles, was ich je bei Elfriede erlebt hatte. Es war wie Träumen, nur wahrer, klarer, und mit Einflussmöglichkeit. Manchmal schlafe ich ein dabei, anfangs schlief ich beinahe immer ein. Jetzt interessiert mich zu sehr, was passiert. Denn es passiert etwas. Viel passiert.

Jane sagt: *Sei sicher!*

Jane sagt, sie hilft mir. Sie geht mit mir durchs Kunsthistorische Museum, durch die Pinakothek, den Louvre und den Escorial, den Vatikan, sie betrachtet mit mir die großen Gemälde Europas, aber sie ist nachlässig mit Schauen, scheint mir, nicht so ehrfürchtig wie ich. Als ob sie an den Bildern vorbeischaute.

Das bist du!, sagt sie bei einem holländischen Stillleben mit Früchten und Blumen, bei einem anderen mit Seetieren.

Ich?

Dort, die Fliege, das bist du!

Und als ich die Fliege genauer ansehe, wird sie lebendig, krabbelt, putzt sich die Flügel.

Du bist auch die Gräfin da!

Ich sehe hin, die Mundwinkel im Gesicht zucken amüsiert, eine Gänsehaut überläuft mich von oben bis unten.

Klar bist du das, und das war jetzt keine Einbildung! Du bist die Winterlandschaften, die Jäger und die Hunde. Du bist die Mohnblumen und Schandtaten und Schlachtenbilder und all die geilen Akte. Du bist das Halbdunkel und die Goldrahmen, die grünen Gesichter und Hermelinpelze, die Massenversammlungen und stürzenden Pferde. Das alles bist du. Sei selbstverständlich, sagt sie, sei ein bisschen mutiger, du Feige!

Sie hat einen schönen Hintern, muss ich denken. Irgendwie birnenförmig, in diesen engen Jeans. Und in dem ärmellosen hochgeschlossenen Helancapullover wirkt ihr Busen nicht grad unüppig. Ganz anders als bei mir. Das Haar hat sie lang nach hinten gebürstet, eine Mähne, kraus und ein bisschen rötlich. Ihre Augen sind blass und liegen im Schatten, ich kann sie nicht gut sehen, noch nicht, unsere Bekanntschaft ist jung. Sie lacht laut und unvermittelt auf, sie ist eine heftige Person, ich schreck zusammen, schnell und wild greift sie mir zwischen die Beine – vor all den Museumsbesuchern!

Jetzt mach nicht so ein Gesicht!, ruft sie. *Es ist schön, verstehst du? Es ist okay, ALLES ist okay, du musst es bloß wollen! Deshalb tu endlich was und sei nicht so zickig!*

Jane hat blendendweiße Zähne und einen Lippenstift in einem seltsamen Rosa, der ungewöhnlich riecht, überhaupt einen komischen Geruch, einen fremden Körper, gebräunt von der Sonne, neu und anders als die anderen alle, die

ich kennengelernt habe bis jetzt dort drüben, und sie küsst mich wild auf den Mund zum Abschied. Jane kann das, Jane darf, Jane will.

Wenn du willst, do the same, Sunny, summt sie, als sie verschwindet, Jane ist Amerikanerin.

Ich habe mich immer schon viel mit Bildern beschäftigt. Und ich male selbst. Ich zeige meine Sachen niemandem, aber ich male, seit ich denken kann. Ich bin süchtig nach den Gerüchen der Farben. Vor allem liebe ich die Wachs- und Ölfarben, den Terpentingeruch. Ich male auch in Acryl. Ich weiß, man sollte das eigentlich nicht verwenden, aus ökologischen Gründen, aber es sind so schöne Farben, grell und stark, Acrylfarben sind die Farben unseres Jahrhunderts. Es tut gut, über den Farben zu sitzen, sie körperlich zu fühlen, die Farbe zu sein. Und ich liebe einige Maler. Ich meine zeitgenössische, lebende. Besonders einen.

Eine Zeitlang bin ich zu den Vorlesungen gegangen, hab es mir angehört, wollte es genauer wissen. Es war nicht unangenehm, in der Dunkelheit zu sitzen in diesem Hörsaal mit seinen nach hinten zu ansteigenden Bankreihen. Es riecht nach Gedanken und Papier, und du kannst aussehen, wie du willst, keine Haare, grüne Haare, keine Hand, drei Hände, es fällt niemandem auf und stört niemanden. Nie wird man aufgerufen, das ist erholsam, man kann seinen eigenen Gedanken nachhängen oder sich konzentrieren auf die Bilder, diese Dias, Lichtbilder, in gleichmäßiger Folge an die Wand projiziert, beschrieben und besprochen.

Jane ist doch die Beste. Heute traf ich sie in einem Archiv, in den hinteren Räumen einer modernen Galerie, sie war unheimlich beschäftigt und hatte keine Zeit für mich,

rannte mit Mappen und Zetteln und Briefen hin und her und tat gestresst.

Es war ein heißer Hochsommervormittag, sie hatte die Jeans von gestern an und dieselbe Art Pullover, knapp und hochgeschlossen, nur heute in Orange. Ihr Gang war tänzelnd, sie bewegt sich eigentlich immer tanzend, das fiel mir gestern schon auf.

Setz dich!, sagte sie und ließ mir Kaffee bringen. Ich sollte warten, während sie arbeitete, das Treiben beobachten, das Hin und Her, und ich schaute.

Es war Sommer, das Licht kam grau und weiß, gedämpft durch die Stoffbahnen, schwer zu beschreiben, es bestand aus vielen Farben, gleichzeitig deren Gegenteil, Unfarbe milchig-blasser Existenz. Ich versank in Weiß-, Grau- und Zartrosa-Schattierungen. Ich sollte alles genau betrachten, Farbe, Licht und Schatten, Geschäftigkeit und Ruhe, Hitze und Kühle. Ja und?

Erst die konkreten Sachen. Schau genau hin! Tätigkeiten. WER wird WOFÜR bezahlt. WIE leben Menschen. Was SIND Menschen überhaupt, WIE sind sie. Mein Gott, begreifst du langsam, alles muss man dir zeigen!

Endlich, nachdem ich lange genug beobachtet hatte, nahm sie sich Zeit für mich. Wir gingen die Steinstufen des alten Palais' hinunter, und schon vorher war mir aufgefallen, dass Janes ursprünglich eher blassoranger Pulli an Farbtintensität zunahm. Er begann zu leuchten, von innen her zu glühen, und flammte regelrecht auf, wenn ich hinsah. Zungen, kleine Flammen züngelten und zuckten, schwarze Nattern ringelten sich ihre nackten Arme hoch, sie zog einen Salamander aus der Luft, und je weiter wir kamen, desto mehr Tiere waren um sie. Nicht nur Salamander und Schlangen, bald wimmelte es von Mäusen, bei

jedem Schritt stoben welche davon, schließlich flogen Papageien und bunte Sittiche knapp über sie hin, streiften sie mit Flügeln, hielten sich fest in ihrem Haar, flatterten und kreischten. Sie war gleichmütig, vollkommen ruhig, lachte nicht wie sonst, sondern tat ganz unauffällig, auffällig waren nur diese Tiere, aber niemand außer mir schien sie zu sehen. Wir machten einen Altstadttrundgang.

Zur Einführung!, meinte sie. Es sei nämlich Sommer, ich solle den Sommer spüren, sonst nichts. Warum ich ihn nicht spürte?

Und sie hatte recht. Hier war er, der Sommer, und war doch meine Sehnsucht gewesen schon immer, hier war er, und ich tat, als sei er woanders, in Griechenland oder Spanien oder in der Türkei. Immer wollte meine Sehnsucht mich anderswo hinziehen, und meine eigentliche Tätigkeit, mein Platz sei anderswo, meinte ich.

Zivilisierter Mensch, Arbeitstier, Sklave, sich selbst in Ketten legend, Esel, der Möhre nach, die er sich selbst vors Maul gehängt hat, unerreichbar!, tönte es.

Als ich das begriffen hatte, war mir leichter. Auch das Licht schien mit einem Mal klarer, das Grau der Schatten kein Grau mehr. Alles wurde neu und unbegreiflich und staunenswert, der grüne Schloßberg eine Farce, eine Ansichtspostkarte, ein Witz, eine schluchzende Schönheit, ein Denkmal für fotografierende Japaner. Und so ging es weiter. Stadtansichten folgten in wildem Durcheinander, mit großer Geschwindigkeit. Wir rasten die Stufen hinauf und inhalierten Aussicht, wir krochen in die Katakomben und Bunker, bemerkten die Raben am Brunnen und die bunten Schirme vor dem Gasthaus, machten uns aufmerksam auf das Lichtgesprenkel über den Menschen, den Geschmack der Weißen Mischung, den Geruch nach Bier in der Luft,

das Palais Attems in Dunkelgrau und Rosa, das Barock der Kirchen, die Straßen im Schatten und in der prallen Sonne. Vor Jane, um Jane war alles bemalt. Wohin sie auch trat, Schlenker und Schnörkel und Buchstaben, alles flimmerte und bewegte sich um sie, wir bewegten uns tanzend weiter, immer weiter.

Auf den Schienen der Straßenbahn tanzten wir die Sackstraße durch bis zum Kai, das Klingeln der Trams begleitete uns. Ein dickes Kind mit einem weißen Spitzenhäubchen beobachtete uns aus seinem Kinderwagen, wir waren mitten in einen Trickfilm mit Musik von den Talking Heads geraten und tanzten die Sporgasse hinunter. Ich hüpfte auf den Pflastersteinen, berührte jeden einzelnen mit den Zehenspitzen, x-mal sprang ich die Stiegen der Stiegenkirche hinauf und ringelte mich als dicke Python um die Pilaster der Arkaden. Das Tanzen geschah von selbst, und springend und singend gelangten wir ans Eiserne Tor. Die Marienstatue stand glänzend und unversehrt hoch oben auf ihrem verkohlten Sockel und strahlte, eine unverwüstliche Sternenkönigin in Gold, ein in Alufolie gewickeltes Schokoladenstück, die siegreiche Freiheitsstatue der Provinz. Sie nickte uns zu und warf uns ein paar Gischtfahnen des aufsprühenden Springbrunnens ins Gesicht. Und plötzlich ging da Nora mit ihrem Hund, dem Dackel Arcon, dabei war sie doch schon Jahre tot! Im Dorotheum standen wie immer die Möbel, aber aus einem alten Rahmen lächelte mir Kerstin zu, das Haar lockig und lebendig, und Bernhard war auch da, als wir den Fußgängerstreifen vor der Zinzendorfsgasse überquerten.

Eine Topografie der Toten hat die Stadt, dachte ich, und viele Stellen erinnern einen unweigerlich. Und lebendig, nicht tot sind sie, nur übergewechselt in die andere Di-

mension, wie sie einem immer wieder versichern und wir ja selbst ohnehin schon wissen, aber noch immer nicht glauben, nicht zugeben wollen, weil wir glauben, uns lächerlich zu machen.

Süßigkeiten waren aufgetürmt zu Gebirgen in der kleinen Hütte nahe dem Ausgang zum Schloßberg, und als wir Richtung Paulustor tanzten, vorbei an den Polizisten, die uns nicht zu bemerken schienen, fiel mir wieder ein, wie er mich damals so schändlich betrogen hatte und wie spät erst ich dahintergekommen war, und die Scham und der Schmerz von damals waren urplötzlich und unvermindert wieder da.

Es sind doch nur Gefühle, rief ich verzweifelt, wieso können die mir was tun?

Weil du dich wehrst!, rief Jane zurück. *Nimm sie lieber an, es sind deine Gefühle. Streichle sie, lächle ihnen ins Gesicht – und dann lass sie laufen!*

Ich ließ sie wirklich los und sah sie in den Park laufen, gleich hinter der Stadtmauer, sie rannten weg, blökend wie Schafe. Gewitterwolken türmten sich graublau, das Grün der Wiesen verschmolz mit dem Grün der Bäume zu einem einheitlichen Grün, genau wie damals, und wieder ging ich durch den Felsspalt und er fotografierte mich. Der Spaziergang im Winterdunst, hoch über den Dächern der Stadt, und der Kummer und die Sorgen von damals, alles war wieder da.

Das tut nichts zur Sache, tanz!, rief Jane. *Nur nicht aus dem Rhythmus!*

Und ich wiegte mich und wusste nicht mehr, wo ich war, in einem afrikanischen Dorf oder mitten in New York oder in Rio oder in Graz, egal, wir waren überall, und es geschah so vieles. Ich muss in einen Rausch gefallen sein, vollkommene Trance, denn ich war weg, total weg. Wie nach einem

Traum hatte ich noch die vage Erinnerung und ein diffuses Gefühl, dass noch sehr viel mehr passiert sein musste, aber wahrscheinlich bin ich noch zu ungeübt und zu wenig ausdauernd für diese Ausflüge, zu denen Jane mich mitnimmt.

Ich habe zwei Ratten. Zwei weiße Ratten. Sie sind gescheit. Es sind Laborratten, überzüchtete, sie haben wenig gemein mit Hausratten, aber sie sind klug. Sie haben keine Namen. Ich will nicht, dass sie Namen haben. Es sind Ratten. Tiere. Ich rufe sie *Tiere*. Sind die Tiere da?, rufe ich, wenn ich ins Zimmer komme. Meist dösen sie ja. Sie wachen auf und kommen, mit ihren verschlafenen Augen kommen sie ans Gitter, ihre langen, rötlichen Schnauzen wittern, sie bewegen die Köpfe hin und her, aufmerksam, lauend. Ihre Augen sind wie rotes Glas, schimmernd, nichts erkennt man darin. Ich lasse sie oft frei herumlaufen im Zimmer. Sie kennen sich gut aus. Sie sind harmlos, stellen kaum etwas an. Nur manchmal geraten sie an die Blumentöpfe und beginnen zu graben, ich schreie dann, packe sie am Hals, schüttele sie. Sie sind verwirrt, laufen weg, aber sie lernen es schwer, nicht in Erde zu graben. Ich muss oft lachen über sie. Sie sind komisch. Fast niemand kann Ratten ertragen. Ich weiß, warum. Ihre langen Schwänze. Ihre schuppigen rosa Schwänze mit den schwarzen Flecken, nackt sind diese Schwänze, lang und muskulös, seltsam zu den gelenkigen, haarigen, harten Körpern. Sie wirken männlich, es sind Männchen, zwei Männchen, ihre Geschlechtsorgane dicke Beutel, wie Anhängsel oder Geschwülste an den sonst gleichmäßig proportionierten schlangenhaften Körpern. Ihr Wittern, ihre seltsamen Augen, ihre Wachsamkeit und Aufmerksamkeit – irgendwie sind sie wie Menschen, besondere, sehr eigenartige Menschen. Sie sind anders, ganz anders als

wir, und dennoch kennen und fürchten wir sie und wissen nicht weshalb. Ja, sie fressen alles, sie lernen alles und sie vermehren sich ungeheuer schnell. Wie Menschen. Eine Plage, wenn man sie sein lässt. Ich denke viel nach über sie. Manchmal sind sie mir nicht geheuer. Das macht nichts. Sie brauchen viel Heu. Sie stinken. Natürlich stinkt das Zimmer nach ihnen, sie verspritzen ihren Urin, das verbreitet einen grässlichen Gestank, an manchen Tagen mehr, an manchen weniger, besonders stark im Sommer, oder im tiefen Winter, wenn geheizt wird.

Manchmal besteigen sie sich gegenseitig. Sie brauchen Weibchen, ich weiß. Ich muss lachen, wenn ich ihnen zusehe, sie sind komisch, sie sind schrecklich. Gänsehaut überläuft mich, wenn ich sie beobachte, und manchmal kommen mir die Tränen, automatisch. Ich muss einfach mit Tieren leben. Sie sind Gefährten auf anderer Ebene, Lebensgefährten. Ich kann sie besser akzeptieren als Menschen, weil sie keine Worte brauchen. Sie verstellen sich nicht und sie kennen mich, verstehen mich schneller, als sonst jemand mich versteht, sie verwenden andere Drähte. Sie haben Vertrauen ins Leben, ins bloße Dasein, in ihre eigene simple Existenz, seit Urzeiten, sie benutzen die alten Ebenen noch immer. Selbstverständliche, breite Pfade, vergangene Wege, nur ich bin unsicher, trete auf Zehenspitzen auf, mit angehaltenem Atem, in ihrer Spur, ich bin kein Tier mehr, leider. Die Ratten wissen nicht, was ich denke, sie können es nicht wissen, aber sie verstehen mehr von mir, da bin ich sicher. Abgesehen davon ist es angenehm zu spüren: Das lebt. Sicher und selbstverständlich lebt das und geniert sich nicht und hat keine Skrupel, weil es auf der Welt ist. Und sie sterben leicht. Mir sind schon einige Tiere gestorben, ich weiß, wovon ich rede, ich weiß, wie

es ist, wenn etwas stirbt, an dem man hängt. Das Leben ist nicht endlos, das tröstet. Und vielleicht haben die Tiere recht, nur die Tiere. Es ist besser, einfach abzuwarten. Jedes Wesen hat seine Zeit.

Der Berg ICH-KANN-NICHT ist schwarz. Ein spitzer, steiler, unendlich hoher, ein hochmütiger Berg, ein angstmachender Monolith mit bedecktem Gipfel, gehüllt in Nebel, kalt und abweisend, höhnisch glatt und schlüpfrig, immer nass vom Regen, unwirtlich und ablehnend, er macht alles dunkel in seinem Schatten. Er steht mir im Licht, ich kann ihn nicht wegstreichen, freilich nicht. Meine Güte, was soll ich tun?

Erste Möglichkeit:

Ihm begegnen, ihn anschauen, direkt ins Gesicht. Angst!

Zweite Möglichkeit:

Überlisten. Dahinterkommen, wo und wie es möglich sein könnte, ihn zu erklettern. – Aber ich hab nicht die richtige Ausrüstung! – Ich bin jetzt entschlossen. Kaufe Bergschuhe, bequem, fest und stabil, und Seile und Haken und einen Kopfschutz.

Ich komme höher, ich bin jetzt nahe am Stein. Lerne ihn allmählich kennen. Seine Beschaffenheit, seinen Bewuchs, die Flechten und Moose und Farne, die Kristalle und Adern und metallischen Einschlüsse, und plötzlich wird mir einiges klar: Er ist aus verschiedenem Material, es braucht also ganz bestimmtes Werkzeug. Ich bemerke weiße, gelbe und lila Blumen und staune. Ich kann die Luft jetzt kühl und erfrischend empfinden und nicht mehr wie am Beginn der Übung rau und grob und streng. Ich kann hinuntersehen in die Täler, alles kriegt eine neue Dimension. Ich schlinge meine Schnur um seine Spitze, beinahe

zärtlich, und ziehe mich hoch. Ich habe trainiert, ich fühle Kraft in den Armen, ungeheure Kraft, in *beiden* Armen! Ich atme jetzt mit ihm, will ihm nahe sein. Auf einmal ist der Berg freundlich geworden, die Nebel reißen, ich wandere hinüber, auf die andere Seite, und befinde mich im Land, in dem Milch und Honig fließen. Kühe weiden auf fetten Almwiesen und erinnern ans Werbefernsehen, ich muss lachen. Klare Seen, auf deren Grund ich sehen kann, blinken wie Augen, Kristalle blitzen im Geröll. Enzian und Almrausch bewirken komische Rührung, Glocken läuten, Insekten summen, ein Bach rauscht, Musik ist in den Dingen.

Wo ist die Angst? Nicht mehr da. Ich habe den Berg kennengelernt. Ich kenne den Bach, der hoch oben entspringt, kenne seine Quelle. Ich kenne den Wald mit seinem Sternmoos und den überwucherten, umgestürzten Baumriesen, den Specht und die Kreuzschnäbel, die Ringelnatter und den Feuersalamander, sehe Rudel von Rehen aus dem Wald treten, und weiter unten am Bach steht eine alte Mühle. Es ist kühl hier, das Rad dreht sich. Krebse stehen an den Steinen im Wasser und Storchenschnäbel und gelbe Butterblumen in der Au. Es ist Kalk, was da so bläulich schimmert, mit wunderbaren Höhlen, in die ich jetzt darf. Jahrtausendealte Kostbarkeiten, Tropfsteinhöhlen und tiefe Seen. Wenn ich von der Nacht überrascht werde, schlafe ich in einer Mulde im Reisig und Laub, in einem grünen Bett, und der Berg hält mich umarmt, schützt mich mit seinem Stein. Der Geruch der Nadeln bewirkt gute Träume.

Ich habe noch ein Tier. Einen Zwergpapagei. Auch ein Männchen. Das Weibchen ist weggeflogen, vor einigen

Monaten. Zuerst dachte ich, das überlebt er nicht. Er war richtig depressiv, fraß nicht mehr, zupfte sich die Federn aus. Ich sprach viel mit ihm in der Zeit, er ließ mich kaum an sich heran. Ich versuchte, ihn zu streicheln, redete zärtlich auf ihn ein, ich sang, ließ dauernd Musik laufen, Vivaldi und Mozart, das beruhigt angeblich. Allmählich ging es ihm besser. Er schaute mich wieder aufmerksamer an, und eines Tages stieg er auf meinen Finger. Ich war so glücklich, dass ich aufschrie. Leise zwar, aber es reichte, um ihn zu erschrecken, gleich flog er weg. Von dem Zeitpunkt an verstanden wir uns. Er hängt an mir. Als hätte er mich als Ersatz akzeptiert. Er ist komisch, ein Clown, ein trauriger Clown, mit seinen vielen Farben, ein Zwerg, und er stellt viel an. Er holt Plakate von den Wänden, indem er die Nägel aus der Wand zieht, wenn sie nicht fest genug eingeschlagen sind. Und wenn sie es sind, holt er den Mörtel aus der Mauer, bis der Nagel fällt. Es darf keine Spiegel geben im Raum, in dem er fliegt. Das ist gar nicht so einfach, denn er folgt mir überallhin, auch ins Badezimmer. Ich versuche, ihn an Spiegel zu gewöhnen, die für ihn unverständlichen, unsichtbaren Wände, setze ihn davor hin, er ist verdutzt, aufgeregt, plaudert mit sich selbst, pickt mit dem Schnabel ins Leere. Jedenfalls darf er nicht anfliegen gegen den Spiegel, er kann sterben dabei, sein kleines Gehirn geht sofort kaputt. Ich hatte früher schon Sittiche, viele. Hauptsächlich Wellensittiche in allen Farben, auch überzüchtete in ausgefallenem Weiß oder Gelb oder Lila, aber die lebten nicht lang. Die grünen und blauen sind noch immer die robustesten.

Und alle sind sie verschieden, nur anfangs kommen sie einem alle gleich vor. Manche sind gescheit, manche sehr dumm. Die einen neigen zu Fettleibigkeit, sind asthmatisch,

andere wieder hysterisch. Manche sind jung und hübsch und neugierig und verspielt, ewige Kinder, ihr Leben lang zornig oder fröhlich, cholerisch oder phlegmatisch, sie haben Temperamente wie Menschen. Einige werden handzahn, wenige lernen sprechen, manche sind Sänger. Die einen kommen gleich auf deinen Finger, wandern dir die Hand hoch bis zur Schulter, knabbern an deinem Ohr oder sitzen in deinem Haar, bei den anderen bist du schon froh, dass sie nicht durchdrehen, wenn du den Käfig putzt.

Nun hab ich nur noch diesen einen. Papageno sag ich zu ihm, Papagallos, Papagei, dummer. Ich bin nicht besonders fantasievoll mit Tiernamen. Früher schon, aber jetzt nicht mehr, ich seh den Sinn nicht. Ich rufe sie, das ist die Hauptsache, und sie hören auf das, was ich am häufigsten zu ihnen sage, sie denken wohl, das sei ihr Name: *Tier* oder *Papagei*.

Ich weiß, sie werden leicht neurotisch, wenn sie allein gehalten werden, Papageien brauchen Partner, brauchen die Gruppe, den Clan, die Schar, den Schwarm. Ich weiß, sie sind gefangen. Lasst die Tiere frei!, sage auch ich. Aber wohin frei? Sie haben kein Land mehr, keine Luft. Wir Menschen haben ihnen alles weggenommen, und nun geben wir ihnen verächtliche kleine Flecken, kaputtes Land, Reservate, Käfige, Ghettos. Aber: Bin ich denn frei? Es ist kein Platz für Freiheit auf der Erde. Lasst die Tiere frei und sie gehen zugrunde. Weil alles kaputt ist. Kein Raum. Es ist Irrsinn, eine Grotteske, eine Komödie, ich muss lachen. Freiheit, mein Gott! Meine Tiere sind gefangen wie ich. Sie sind meine Gefährten, ich brauche sie. Ist das nicht Rechtfertigung genug? So leben wir miteinander, in Gefangenschaft alle, trösten und quälen uns gegenseitig, leisten uns Gesellschaft, Leidensgesellschaft.

Missmut. Schon wieder so ein Wurm. Anscheinend hab ich lauter Würmer als Teilpersönlichkeiten. Dieser hier ist grellfarbig, eine grinsende Styroporballkette, strumpfgewebeüberzogen, in Neonfarben, einem unmöglichen Gelb, einem schrecklichen Orange und Grün. Mit Plüsch verziert. Wie billiges Kinderspielzeug. Und er schreit: *Ich bin überfordert! Mir wächst das alles übern Kopf! Dauern den Ansprüchen hinterher, ihren Ansprüchen, immer den Ansprüchen der anderen!*

Klar, ich weiß, ich fühl nun leider mal diese dauernde innere Verpflichtung, fühl mich dauernd verantwortlich für dies und das und jenes, allem und jedem gegenüber, fühl mich gleich ausgenützt und missbraucht, dabei merken die anderen nicht einmal, wie sehr ich mich selbst zurücknehme.

Natürlich kann ich mit diesem Ding, diesem Missmut, nicht aus meiner Mitte heraus handeln, wo soll da auch eine Mitte sein? Es ist ein einziges Chaos in mir, Dinge über Dinge, Sachen an Sachen, Linien und Flächen, die sich kreuzen, scheußliche Kritzeleien, keine Ordnung, so ist meine Welt. Und Missmut, das Ding, der scheußliche Wurm, hängt an Perlonfäden und hat Füße wie eine Raupe oder einer dieser Tausendfüßler für Kinder, mit denen zappelt er unentwegt. Sein Grinsen ist höhnisch und schadenfroh, eine ewige Fratze, falsch, eine Grimasse, plump in einen Kürbiskopf geschnitten.

Missmut ist es auch, der mich zwingt, soviel zu kaufen. Ich kann nicht anders, ich hab das Gefühl, alles zu brauchen. Mein Zimmer ist vollgestopft mit Sachen, genau wie mein Hirn. Ich selbst fühl mich als Ganzes voll und angestopft, verstopft, ich kann nichts hergeben, nichts loslassen, mich von nichts trennen. Ich beschimpfe mich, beschuldige mich, am liebsten würd ich mich selbst schlagen.

Tu es!, sag ich mir. Schlag mir ins Gesicht, einmal kurz, nicht besonders stark, dann fester, und noch einmal und noch einmal, kann nicht aufhören, mich selbst zu schlagen. Wen schlägst du, Dora?, frag ich mich.

Die Welt!, sag ich. Sagt es.

Missmut. So viele verschiedene Spielarten hab ich schon feststellen können davon. Missmut steckt in mir, Lustlosigkeit, Langeweile, Überdruß, Verdrossenheit – alles Würmer. Ich will nicht missmutig sein. Was kann sie für meine Launen? Sie, meine geliebte Mutter. Meine gehasste Mutter. Hat sie sich nicht verdient, ich will das eigentlich nicht, sie hassen. Sie ist okay, Vera.

Ich rede sie mit Vornamen an. Sie selbst wollte das, immer schon. Als ich noch sehr klein war, wollte sie es, Achtundsechzigerin mit Leib und Seele, überzeugt und voll von dem Zeug, das die damals forderten, um die *Gesellschaft zu verbessern*: Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen, Rassen, Nationalitäten, Religionen, Emanzipation der Frauen, keine Autoritäten, freie Kindererziehung, freie Liebe usw. Stundenlang hat sie mir alles erklärt, ihre Weltsicht damals und jetzt. Sich verteidigt. Ich habe konsequent *Mama* zu ihr gesagt. Auch als ich klein war, auch, als sie mich dauernd ausbesserte. *Mama!* Ich wollte, dass sie meine Mutter sei, sie sollte nicht Vera sein. Erst später, ich war dreizehn, vierzehn, änderte sich das. Es half mir, dass sie keine *richtige* Mutter war, wie die Mütter der anderen, die Mütter in den Kinderbüchern, ich fand so jemand wie sie nirgends. Vera war anders als die anderen Mütter. Ich weiß heute noch nicht genau, worin dieses Anderssein bestand, jedenfalls hatte sie nicht diese mütterliche Sicherheit. Ja, ich glaube, das war es vor

allem: Ihr fehlte diese gewisse mütterliche Selbstgewissheit und Selbstverständlichkeit.

Ich weiß nicht, wie eine richtige Mutter ist oder sein soll. Wahrscheinlich gibt es die verschiedensten Mütterspielarten. Sie ist und war meine Mutter, klar, und ich kannte keine andere. Aber wie geht man damit um, wenn man sich nicht verhalten kann wie ein Kind angeblich soll im jeweiligen Entwicklungsstadium, zuerst folgsam, dann aufmuckend, dann sich entfernend, entfremdend, weil sie immer wieder anders ist, einmal so, dann so, konstant nur die fürchterliche Angst, die *ich* ihr vertreiben sollte. Vera war immer freundlich, immer bemüht, und vor allem: Sie war mir unentbehrlich, hatte sich unentbehrlich gemacht. Sie war so dicht bei mir, an mir, in mir. Aber sie brauchte mich mehr, als ich sie brauchte. Sie war so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, sie machte mich wütend. Sie war unfähig, mir Widerstand entgegenzusetzen, sie hatte rasende Angst um mich, noch mehr Angst, ich würde sie verlassen. Wir waren verbunden, auf einer telepathischen Ebene, sie wusste immer, wie es mir ging und umgekehrt. Ich habe das abgeschnitten. Vor drei Jahren habe ich die telepathische Verbindung abgeschnitten, hart und brutal, unmissverständlich und eindeutig. Ich wollte nicht mehr, dass sie so dicht auf mir drauf, in mir drin war, dass sie mich kennt bis in die tiefsten Fasern meines Wesens, dass sie alles von mir wusste. Sie sollte mich in Ruhe lassen! Und dennoch, ich liebe sie, Vera. Plötzlich sagte ich *Vera* zu ihr. Es war ihr gar nicht mehr recht inzwischen. Wirklich, sie wehrte sich. Sah mich zerknirscht an, fast verzweifelt. Unglücklich und bestraft. Als wäre ich die Mutter und sie das Kind. Aber sie getraute sich nicht aufzubegehren. Sie gewöhnte sich daran. *Vera!*, rief ich, und Vera kam.

Andrea Wolfmayr, geb. 1953 in Gleisdorf, studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Graz, war Buchhändlerin und Nationalratsabgeordnete und arbeitete im Grazer Kulturamt. Lebt in Gleisdorf. Zahlreiche Veröffentlichungen (Romane, Prosa, Texte in Literaturzeitschriften und Anthologien), diverse Literaturpreise und Stipendien.





Andrea Wolfmayr

432 Seiten, broschiert
€ 22,50 (A) / 21,89 (D)
ISBN 978-3-9502761-9-0
Mit Fotos von Philipp Podesser.

»Im Zug« reflektiert Andrea Wolfmayr durch die Begegnungen mit Pendler/innen auf ihren täglichen Fahrten von Gleisdorf nach Graz das Leben – IHR Leben. Tiefgründig und überzeugend, mit Heiterkeit und Empathie, euphorisch oder hoffnungslos, begeistert, entschlossen oder verzweifelt: die Stimmungen schwanken und passen sich dem Auf und Ab eines mehr oder weniger aufgewühlten Inneren an. Wolfmayr entwickelt mit ihren Notizen einen Sog, dem man sich nicht entziehen kann, man wartet mit Spannung und Neugierde auf die nächsten Begegnungen, auf das, was die Autorin dazu lustvoll zu Papier bringt.



Weiße Mischung

416 Seiten, broschiert
€ 19,80 (A) / 19,26 (D)
ISBN 978-3-9503343-7-1
Mit 46 Seiten Rezeptteil.

Die Hütters und die Holzers, die Thalers und die Gutmanns, die Kulturschickeria und die Bildungsbürger, die Künstler und die Gemeinde-Wichtigen – sie alle treiben's bunt in einer südoststeirischen Provinzstadt. Zentrum dieses Treibens ist eine Buschenschank, »Weiße Mischung« zählt zum Allheilmittel, und die zahlreichen Kochrezepte bestätigen, dass vielerorts Essen und Trinken immer noch Leib und Seel' zusammenhält...

Die Fortsetzung dieses Romans erscheint im Herbst 2015 unter dem Titel »Roter Spritzer« in der edition keiper.